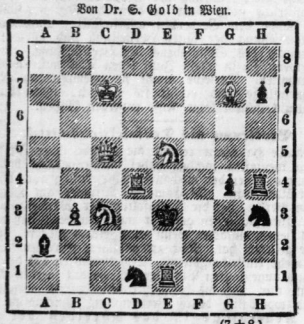
## Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

### Aufgabe Nr. 262.

Von Dr. S. Gold in Wien.



(7+8.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

### Aufgabe Nr. 263.

Von J. C. J. Wainwright in Stoneham.

Im Problemturnier des „Wanderer" preisgekrönt.

Weiß (3): Kc1; Df3; Tb1, f2; La3; Sb8; Be2, h2.
Schwarz (8): Ka2; Th3, h8; Lh7; Be4, d4, e4, h4.

Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

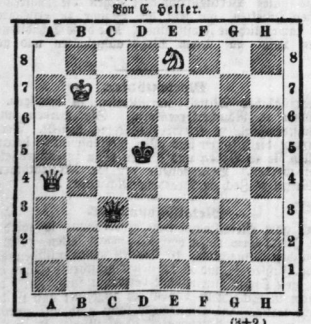
### Schwebende Korrespondenzpartien.

| St. Petersburg. | London. | London. | St. Petersburg. |
|---|---|---|---|
| 49. .... | Ta7—a6 | 40. g4—g5 | Tc3—e3 |
| 41. f2—f3 | | | |
| **Halle.** | **Magdeburg.** | **Magdeburg.** | **Halle.** |
| 29. De1—g3 | | 25. Dd2—e3 | f5—f4 |

Schwarz kündigt Matt in 3 Zügen an.

### Endspiel Nr. 26.

Von C. Heller.



(3+2.)

Weiß am Zuge gewinnt.

### Kleine Mittheilungen.

— Die in voriger Nr. in Aussicht gestellte Unterbrechung des Wettkampfs Blackburne-Gunsberg ist nunmehr eingetreten; die Wiederaufnahme erfolgt Anfang November.

— Nach einer Mittheilung des „Bradford Observer" beabsichtigt Blackburne im nächsten Frühjahr nach Amerika zu gehen, um einen Match mit Mackenzie zu spielen.

— Die Berliner Schachgesellschaft veranstaltet im bevorstehenden Winterhalbjahr wiederum zwei größere Gesellschaftsturniere. Außerdem sollen Einzelturniere und Wettkämpfe durch Zuschuß von Preisen aus der Gesellschaftskasse unterstützt werden.

## Räthsel.

### Charade.

Von F. R.

Das Ganze liegt im Ersten
Gebettet weich und warm,
Gleichwie das zarte Kindlein
In seiner Mutter Arm.
Wo find' ich aber, fragst Du,
Zunächst einmal die Eins?
Geh', Freund in Wald und Fluren,
Such' im Gebüsch des Hains!
Du trifftz die Eins dann sicher,
Wenn Du nur suchest dort,
Gebettet und geborgen
An einem stillen Ort.
Nimmst Du die beiden Letzten,
Schägst ihnen ab den Kopf,
Dann, glaube ich, ergreift Dich
Die Furchtsamkeit beim Schopf.
Denn jetzt kriecht Dir entgegen
Aus steinigem Gekluft
Ein bös und tückisch Wesen,
Das Dich bedroht mit Gift.
Hängt Du nun an die Erste
Den Kopf der Zweiten an:
Als feierliche Handlung
Erscheint ich Dir alsdann.
Hast Du des Räthsels Lösung
Gefunden allsamt,
Dann stärke Dich am Ganzen
Bei Deinem Abendmahl.

### Kapselräthsel.

Von F. M. in Halle.

Was mit Ernst zustande bringet
Manchmal der Verstand
Und wie schön dies wohl gelinget,
Wenn nur Stoff zur Hand,
Das lehrt hier der Augenschein,
Wenn man staunend kann begaffen,
Wie man einen prächt'gen Stein
Leicht aus schlichtem Bein kann schaffen.
Wer dies fein versteht zu spalten
Und das Gegentheil
Dann vom Spaß weiß einzuschalten
Fest wie einen Keil, —
Der Erfolg, den man erringt,
Ueberrascht ganz ungeheuer,
Steht man, blos durch Ernst bedingt,
Wie ein Stoff entstand, ein neuer.
Glänzend vor euch seht ihn liegen
Und als Schmuck begehrt,
Allen Schönen zum Vergnügen
Lobt man seinen Werth.
Schaffen kann ihn, wer begriff,
Wie man diesen Stoff erfindet,
Blos mit Ernst —, da liegt der Pfiff —
Und nun seht, ob ihr's ergründet.

### Arithmogriph.

Von A. H. in Halle.

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | Oper, |
| 2 | 8 | 7 | 2 | 4 | 5 | 10 | | | | | Buchstabenordnung |
| 3 | 6 | 2 | 8 | | | | | | | | Gebirge, |
| 4 | 2 | 3 | 5 | 6 | | | | | | | Handbewohner, |
| 5 | 8 | 4 | 11 | | | | | | | | Fluß, |
| 6 | 5 | 3 | 10 | 11 | 6 | | | | | | Dichter, |
| 7 | 2 | 4 | 11 | 8 | | | | | | | Erzählungsform, |
| 8 | 2 | 3 | 6 | 2 | | | | | | | Mädchenname, |
| 9 | 6 | 11 | | | | | | | | | Münze, |
| 10 | 5 | 3 | 7 | 11 | 8 | | | | | | böser Geist, |
| 11 | 3 | 7 | 6 | 2 | 10 | | | | | | Fluß. |

### Ausfüllräthsel.

Von A. H. in Halle.

. . an
Fr . . le
Son . . pen
Wei . . sterw
Wun . . thys
Meu . .

Die fehlenden Buchstaben bezw. Silben ergeben eine bekannte Redensart.

Auflösungen folgen im nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Homonyme: I. Steuer (das, die). — II. Presse.
Der Charaden: I. Ichneumon. — II. Stiefelknecht.
Das Silbenräthsel: Colonel, Apol, Forum, Fidelio, Ahnfrau, Rabelais, Ell, Lakedämon (Caffarel — Rimoustin).

Für die Redaktion verantwortlich: J. E.: Dr. K. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

## Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 44. Halle a. d. S., Sonntag 30. Oktober. 1887.

Inhalt: Die Braut von Kain und Abel. Erzählung von P. K. Rosegger. — Aus der Broncezeit — durch die Eisenzeit — zur Steinzeit zurück. — Land- und Hauswirthschaft: Einiges über Düngung der Weinberge. Das Selbstrupfen der Hühner. Konservirung von Pappdächern. Löschmittel gegen Petroleumbrände. Die Anlegung der Kiehgärtel. Brotkrume als Desinfektionsmittel. Mottentödter. Metallpomade. Schildläuse der Zimmerpflanzen. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Die Gans im Alterthum. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

## Die Braut von Kain und Abel.*

Erzählung von P. K. Rosegger.

### Die Jungfrau von Sommershof.

Heute ist im Lustwäldchen zu Sommershof wieder ein fröhlich Sein. Heute, wie einst — vor den zwei gräßlichen Tagen.

Den Eingang in das Wäldchen bewachen uralte Eichen; auf keiner derselben jedoch prangt die herrische Tafel: Eintritt verboten! Im Gegentheil, auf dem weißen Schilde eines grünen Pfeilers steht mit schönen einfachen Buchstaben ein Willkommgruß an Freund und Fremdling und der Rath dabei für jeden, in Haus und Wald zu Sommershof der heitern Rast zu pflegen. Diese Aufschrift hat noch der liebe Abdon gemacht.

Der Sommershof, ein schöner Bau mit hellen Fenstern, steht zur rechten Hand auf einer sanften Höhung, und links weithin prangt der Lustwald mit seinen vielen tausend Tannen, Eichen, Eschen, Linden und Birken. Trautsame Lauben, lauschige Rasenplätze, verborgene Quellen und hochsprudelnde Brunnen, bemoostes Gefelse und Dorngehege; breite Sandwege und versteckte Fußpfade, dunkle Grotten und lustige Stege, ein Wildbach gar mit drei gischtenden Wasserfällen, ein kleiner dunkler See mit Forellen, ein Thiergarten mit vielen Rehen und mehreren Hirschen und Wildtauben und Hähern und anderem Gevögel, zahllos mit schimmernden Fittichen und hellen Stimmen den Wald belebend. All' das und mehr noch, und Lieblicheres noch ist hier zu finden.

Zwei Meister haben dich aufgebaut, du schöner Wald zu Sommershof — die Natur und die Kunst.

Einladende Kegelbahnen sind angelegt worden unter den Birken; reizende Hängematten sind bereitet unter den Linden, und an Sommertagen beleben heitere Menschen die Räume und Spielplätze. Und eine schöne junge Frau in hellschimmernder Kleidung mit goldigen Lockenwellen und großen freundlichen Augen ist die Seele der Gesellschaft und die Seele des Frohsinns.

Am Rande des Waldes, wo die grünen Matten beginnen, ist eine Schießstätte angebracht; aber diese ist nun schon geschlossen seit manchem Jahr, und um diese Schießstätte ist eine Einsamkeit, die zu dem Leben und Weben des Wäldchens nicht recht stimmen will.

Nur ein einzig Plätzchen giebt es, das noch stiller und noch einsamer ist, als die Schießstatt, das gar niemand aufsucht, weil es keine Vergnügungen bietet, weil es mit seinem feierlichen Ernste schier das Gemüth beklemmt.

Im Schloßwäldchen zu Sommershof, mitten in den verstecktesten, dichtesten Gebüschen, durch welche kaum ein einziger Fußsteig dringt, im düstern Schatten des Forstes, wo der Uhu und der Steinkauz nisten, steht eine Kapelle. Sie ist stets verschlossen, sie hat kein Glöcklein und keinen Orgelton und die zwei hohen, schmalen Fenster sind mit dunkler Glasmalerei eingelegt.

Aber alljährlich am 20. September, am Festtag des heiligen Eustachius, ist die schwere Eisenthür dieser Kapelle aufgethan. Und in ihrer tiefen Dämmerung, am Altare vor einem großen silbernen Kreuze, brennen zwölf Wachslichter. Davor an einem dunkelumkleideten Betpulte kniet in schwarzer Trauer eine Frau. Sie ist noch jung, sie hat goldige Lockenwellen, auf ihren zarten Wangen liegt ein Rosenhauch, aber ihre großen schönen Augen weinen.

Zu Füßen des Betpultes liegt eine steinerne Gruftplatte

* Aufgrund eines mit dem Verfasser und mit dem Verleger getroffenen Abkommens entnehmen wir diese Novelle Rosegger's „Gesammelten Werken," welche im Verlage von A. Hartleben in Wien erschienen sind. Die Erzählungen Rosegger's, welche durchweg Gaben eines wahrhaft dichterischen Genie's sind, haben leider in Deutschland eine verhältnißmäßig nur geringe Verbreitung gefunden und wir sind daher gewiß, daß es unseren Lesern nicht unwillkommen sein wird, wenn wir ihnen die eine oder die andere der Rosegger'schen Erzählungen an dieser Stelle darbieten. Die Red.

## Mannichfaltiges.

### Die Gans im Alterthum.

#### Eine Martinsschmaus-Dissertation.

Gänsefleisch und Gänseleber haben zu allen Zeiten, wo es Feinschmecker gegeben hat, in der Gunst hochgestanden. Schon im frühesten Alterthum war in Egypten die Gans der Isis und dem Osiris geweiht. Aber das hinderte die weisen Priester, die sich schon damals, wie zu allen Zeiten, auch bei andern Völkern auf gut Essen und Trinken verstanden, nicht im geringsten daran, auch die Vorzüge des Gänsefleisches in gebührender Weise zu würdigen und sich täglich die besten Braten von frommen Gläubigen opfern zu lassen. Auch die Pharaonen selbst lebten fast nur von Gans- und Ochsenfleisch. Ueberhaupt bekam alles, was im Lande der Pyramiden einen religiösen Nimbus hatte, bis auf die heiligen Katzen, Krokodile und Löwen, gebratenes und gesottenes Gänsefleisch. Der Verbrauch desselben war ein ganz enormer und würde sich kaum erklären lassen, wenn die alten Egypter nicht schon die Kunst verstanden hätten, Gänse- und Hühnereier in Brutöfen schnell und vor der Zeit auszubrüten. Die Gans wird auch neben dem Storch auf hieroglyphischen Denkmälern als Sinnbild kindlicher Liebe dargestellt.

Auf religiösem Gebiete spielte die Gans zwar keine der ersten, aber immerhin auch keine untergeordnete Rolle. Sie bezeichnete den ehelichen Kinderseegen und was damit zusammenhängt. Auf etrurischen Bildwerken ist sie die Begleiterin der Geburtsgöttin; in Rom war sie bekanntlich das der Ehegöttin Juno geheiligte Thier und stand in besonderen Ehren, weil sie durch rechtzeitiges Schnattern das Capitol vor der Erstürmung der Feinde gerettet hat. Seit jener Zeit wurden jährlich an dem Gedenktage dieses Ereignisses gold- und purpurgeschmückte Gänse in feierlicher Prozession auf Sänften durch die Stadt getragen, während Hunde zur Strafe dafür, daß sie damals durch ihre Nachlässigkeit die Burg beinahe verrathen hätten, ans Kreuz geschlagen wurden.

Als Sinnbild der Liebe wurde die Gans der cyprischen Venus geopfert. Diese erotische Bedeutung ist die einzige, welche Alterthumsforscher ihr zuerkennen. Zu dieser Symbolik eignete sie sich auch darum ganz besonders, weil sie noch in historischer Zeit bisweilen eine ganz besondere Zuneigung für Knaben, Citherspielerinnen an den Tag legte. So erzählen Plinius und Aelian von der Liebe einer Gans zu Glaufe, der Citherspielerin des Ptolemäus; auch dem Philosophen Lakydes soll eine Gans in erstaunlich beharrender Treue auf Schritt und Tritt nachgefolgt sein, und Plinius schließt daraus, daß die Gänse auch für Weisheit und Musik empfänglich seien.

So kam es denn auch, daß die Gans wegen der Eigenschaften, die man ihr beigelegt hat, von manchen Dichtern des Alterthums besungen wurde.

Weit mehr aber als durch alle die erwähnten Eigenschaften

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18871030079/fragment/page=0001

mit vier schweren Eisenringen. Tief unter derselben ruhen zwei Särge... Zur Rechten des Altares auf einem Marmorstein prangt der Name „Abdon"; zur Linken auf einem Marmorstein prangt der Name „Sennon."

Der eine war der Freund, der andere der Gatte.

Unter dem Namen „Abdon" in einem Glasschranke liegen grellbunte Kleidungsstücke, wie sie weiland Hanswurst und Kasperl haben getragen. Unter dem Namen „Sennon" hängt ein farbenmattes Myrtenkränzlein. — In den Goldlocken der trauernden Beterin grünt ein frischer Zweig von Rosmarin, wie solchen in jener Gegend nur die Lilienreine Maid pflegt zu tragen.

Die an diesem Gedächtnißtage den Freund und den Gatten beweint — es ist die Jungfrau von Sommershof.

---

Die heiteren Vögel des Lustwäldchens singen nichts von den Schicksalen des schönen Gutes. Darum sagt jeder Fremdling, der eintritt und ruht im Schatten und köstliche Labnitz genießt: Es gäbe auf Erden keinen lieblicheren und glückseligeren Aufenthalt, als dieses Landgut.

Doch hätte es dem Weltkenner wohl auffallen mögen: es war fast gar zu idyllisch und wohlig, kein Lärm und keine Geschäftigkeit des Werktages wirbelte Staub auf, es war, als läge ein ewiger Sonntag über dem Sommershof.

Und wo auf Erden eine Stätte ist, auf der beständig eine solche Stimmung liegt, dort gehe es nicht ganz mit rechten Dingen zu.

Natürlich war es hier nicht immer so gewesen. In den Gemächern des Hauses, in deren Fenstern heute noch zwischen Blumentöpfen die festen Eisengitter stehen, ist seiner Tage Buchhaltung geführt worden, streng kaufmännische, doppelte Buchhaltung über Gehöfte, Weiden und Wälder, über Reviere und Fischwasser, über Almwirthschaften, Hochöfen und Eisenwerke. Franz Sommershofer war ein reicher Mann, und nicht allein seiner selbst waltete er; er förderte die Landwirthschaft im allgemeinen durch ein praktisches Gebahren, hob die Hammergewerke durch neugeschaffene Abzugsquellen und übte Wohlthaten nach allen Seiten; ihm allein verdankte der Ort Edelsee seine Blüthe, ihm verdankten viele umliegende Dörfer und Gemeinden ihre Armenhäuser und guten Straßen. Da schmückte man die Brust des braven Mannes mit einem goldenen Kreuze und nannte ihn von dieser Zeit an den Herrn von Sommershof. Seinen Wohnsitz hatte er sich bequem und anmuthig gestaltet; der kleine Wald an seinem Hause hin war stets sein Liebling gewesen, nun ließ er erst was Rechtes aus ihm machen. Er verzichtete auf alle Lustreisen, auf alle Vergnügungen der Welt, er ging zu den Erholungsstunden in seinem Walde spazieren. Eines Abends saß der betagte Mann gelehnt an einen schneeweißen Birkenstamm und war leblos. Eine plötzliche Lähmung. Sanft schien er entschlummert zu sein, wie Lieblinge des Herrn sterben. Sein Weib war ihm um etliche Jahre vorausgegangen.

Ein einziges Kind hatten sie hinterlassen als Hüter ihres Grabes auf dem Kirchhof und als Erben der großen Besitzthümer. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Kunigunde, ein überaus anmuthiges Wesen voll Naturfrische und Heiterkeit und Uebermuth, und dabei voll Milde des Herzens.

Auf Schulbänken hatte der alte Sommershofer seiner Tage nicht viel Beinkleider fadenscheinig gerieben; er war ein tüchtiger Schmied gewesen, war im Hammerwerk bei Zeiten Essemeister geworden, war, da der Hammerherr starb, zum Werkführer emporgestiegen und hatte schließlich die Wittwe geheirathet; denn ein prächtiger Mann über und über, das war er, und so hatte die wohlhabende Hammerfrau nach Geld oder Schulweisheit nicht viel gefragt.

Später, da sich das Geschäft immer mehr vergrößerte, war Herr Sommershofer allerdings gezwungen, manches nachzuholen; doch übt sich das Schreiben nicht schwer ein, wenn jede Zeile, die man zieht, in der Welt als Machtwort gilt; und das Rechnen lernt man leicht, wenn es sich nicht um leere Ziffern und Zahlen, sondern um volle Summen handelt. Des Weiteren kümmerte sich der Hammerherr niemals viel um Gelehrsamkeit und Bildung.

So erlangte Kunigunde eine Erziehung, wie sie eben das Haus und die Volksschule zu Edelsee bieten konnten. Vom Schullehrer erhielt sie noch besonders Musikunterricht, und Abdon, der „Pfarrersbub," lehrte ihr Dinge, die in Edelsee just nicht gebräuchlich waren, nämlich Schönschreiben, Zeichnen, große Dichter lesen und theilweise auch verstehen. War nicht uneben, der „Pfarrersbub," hatte manches in sich, was so das Herz erfreut und die Seele weitet.

Freilich genoß das Mädchen solchen Unterricht nur in den wenigen Sommermonaten, wenn Abdon, der Student, auf Vakanzen zuhause im Pfarrhofe war. Doch gewann sie nach eigener Versicherung von dem alten Schulmeister mit der „rothen Schnupftabakdose mitten im Gesicht" das ganze Jahr hindurch nicht so viel, als was ihr in den kurzen Wochen, wenn sie im Arbeitszimmer oder unter einer Linde an Abdon's Seite saß, zu eigen wurde. Sie hatte ihn auch so lieb, den muntern Burschen mit den veilchenblauen Augen. Er war nicht immer ihr Lehrer, er war auch einmal als Knabe ihr Gespiele gewesen. Er war wie ein Bruder zu ihr; ein Bruder noch an jenem Tage, als sie auf der Au ein thaufrisches Veilchen pflückte und dasselbe streng und genau mit seinem lächelnden Auge verglich. „Nur um einen Gedanken," wie das Sprichwort sagt, war das Auge dunkler als das Blümlein... und dieser „Gedanke" lebte fort und wuchs und immer größer wurde der Unterschied zwischen dem welkenden Veilchen und dem schönen freundlichen Jünglingsauge.

Nun, und als dann die Eltern des Mädchens verstorben waren, da kam der Vormund und fand, daß der „Pfarrersbub" kein Lehrer war für das Fräulein von Sommershof, und Kunigunde keine Schülerin für den leichtlebigen Studenten, der alle lockeren Liedchen trillerte, die in der sangeslustigen Gegend von Edelsee so alllebendig waren, daß sie schier jeder Vogel auf dem Tannenbaume pfiff. Der Junge war ja selber ein „Vogelsang" und trieb es thatsächlich noch ärger als alle anderen.

War in solcher Gegend denn überhaupt kein Aufenthalt für das junge, sich selbst übergebene Fräulein. Darum beeilte sich

---

kam die Gans durch ihr Fleisch und ihre sonstigen leiblichen Vorzüge bei Griechen und Römern zu hohen Ehren. In den Gehöften jener Könige, welche in den Zeiten des trojanischen Krieges über die griechischen Lande herrschten, konnte man nicht blos Rinder, Ziegen und Borstenthiere der göttlichen Sauhirten antreffen, sondern auch große Heerden schneeweißer Gänse, und Frau Penelope sah sie oft in den Bildern ihrer Träume.

In späterer Zeit blühte die Gänsezucht vorzugsweise in Nord-Griechenland. Außer Macedonien zeichnete sich vornehmlich Thessalien und Böotien aus, von wo eine große Menge dieses Geflügels auch gemästet oder gestopft nach Athen kam. Die gemästeten Gänse waren in Athen und Rom, namentlich wegen ihrer Leber, sehr beliebt. Zum Mästen wählte man junge Gänse von 1½ Monaten aus, sperrte sie in einen engen Verschlag, reichte ihnen drei- bis viermal täglich angefeuchtete Gerstengraupen und Mehl und setzte diese Behandlung etwa drei Monate fort. Ein raffinirtes Rezept zur Erzeugung recht zarter Leber war nach den ersten drei Wochen der früher angegebenen Mast die Fütterung mit fein gestoßenen Feigen. Die allergrößten Lebern gewann man dadurch, daß man sie in eine Mischung von Milch und Honig legte, und Plinius preist den glücklichen Erfinder dieser gastronomischen Kunst, wie auch den Erfinder, Gänsefüße zu rösten und nebst Hahnenkammen einzumachen.

Die feinsten Gänse bezogen die Römer trotz der mangelhaften Verkehrsmittel aus dem hohen Norden, namentlich wurden aus Germanien und dem nördlichen Gallien während der Kaiserzeit große Gänseheerden bis nach Rom getrieben.

Daß ihr Flaum schon bei den Griechen und Römern sehr geschätzt war, wird von den alten Schriftstellern ausdrücklich angeführt. Plinius berichtet, daß das Pfund von feinsten germanischen Gänseflaumen 5 Denare koste und daß man gewöhnlich die Gänse zweimal im Jahre rupfe. Dagegen wurden die Gänsefedern zum Schreiben noch nicht gebraucht.

Wilde Gänse wurden außer der gewöhnlichen Art mit Schlingen noch auf folgende sinnreiche Weise gefangen. Der Vogelsteller band eine dünne Schnur an eine aus Holz geschnittene Gans und setzte sie auf das Wasser des See's oder Teiches, auf welchem die Gänse sich gewöhnlich aufhielten. Weil sie nun den Holzvogel für einen fremden Eindringling in ihr Revier ansahen, griffen sie ihn leidenschaftlich mit ihren Schnäbeln an; der Vogelsteller, der inzwischen versteckt im Buschwerk des Ufers ist, zieht die hölzerne Gans an der Schnur näher zu sich heran, die wilden Gänse folgen ihr in blinder Wuth bis in das aufgestellte Netz und sind dann gefangen. — Da die Jagd auf wilde Gänse und Enten im Winter zu den noblen Passionen gehörte, so finden wir auch auf Kunstwerken den Genus des Winters mit ein Paar wilden Gänsen unter den Armen, — was, beiläufig bemerkt, an das Gänsemännchen in Nürnberg erinnert.

---



Die feuchte Substanz macht ca. 86 Proz. aus und enthält 1 Proz. Stickstoff, 0,33 Proz. Kali und 0,03 Proz. Phosphorsäure. Auf dem Deutschen Weinbau-Kongreß zu Rüdesheim kam auch ein Referat über Torfdünger vor. Der damalige Referent, Herr Oberstlieutenant a. D. v. Derschau zu Hattenheim im Rheingau, giebt folgende Vortheile desselben an: Er bewirkt eine bedeutende Lockerung des Bodens; infolge seiner Fähigkeit, bedeutende Mengen von Wasser zurückzuhalten, beugt er dem raschen Austrocknen des Erdbodens vor; bei seiner Verwitterung entstehen eine Menge löslicher, mineralischer Pflanzennährstoffe; die Bodenoberfläche wird dunkler und humusreicher und vermag eine größere Wärmemenge zu absorbiren. Torf-Latrinendünger ist fast ganz geruchlos und eignet sich sehr gut als Weinbergsdünger; bei ihm wird der Latrinengeruch den Trauben nicht mitgetheilt, wie dieses bei Anwendung von reiner Latrine der Fall ist. Nach den Erfahrungen des Herrn Referenten wirkt der Torf-Latrinendünger außerordentlich günstig in den Weinbergen. Alte, dem Absterben nahe Weinstöcke wurden zu neuem Leben und in Ertrag gebracht, und junge, infolge schlechter Boden- und Witterungsverhältnisse zurückgebliebene Rebfelder trieben schon kurz nach seiner Anwendung die üppigsten Schossen. Weil der Torfdünger den Boden lockert und so stickstoffreich ist, befördert er auch die bessere Entwickelung des Wurzelsystems des Rebstockes. Auch Herr Hofrath Dr Neßler-Karlsruhe war bei der oben erwähnten Versammlung sehr für Torfdüngung. Namentlich in trocknen Boden sei er sehr zu empfehlen, weil er 25 bis 30 mal so viel Wasser zu absorbiren vermag als die Erde, und auch in schwerem Boden wirkt er durch Lockerung desselben recht günstig. Weil der Torfdung ziemlich arm an Kali und Phosphorsäure ist, so empfiehlt es sich, diese beiden Stoffe zuzusetzen. Bei der Anwendung von Torf muß man vorsichtig sein; namentlich darf er nicht in zu großer Menge und nicht zu grob angewendet werden, weil dadurch die Weinberge leicht zu naß und die Triebkraft des Holzes eine zu üppige werde, worunter die Quantität und Qualität des Weines zu leiden hat. Angestellten Untersuchungen zufolge ist der süddeutsche Torf leichter und dabei an Stickstoff und Phosphorsäure reicher als der norddeutsche.

---

### Das Selbstrupfen der Hühner.

Es kommt bei den Hühnern, wenn sie in engen Höfen oder Hühnerhäusern gehalten werden müssen, sehr häufig, bei solchen, die frei herumlaufen können, seltener vor, daß sie sich gegenseitig die Federn ausraufen und sie ausfressen. Ist das Uebel erst einmal eingerissen, so verbreitet es sich meist über alle Hühner des Hofes, und man hat schließlich gerupfte Hühner umherlaufen. Ihre Entstehung kann die Unart durch sehr verschiedene Ursachen gefunden haben. Zuerst kann sie durch einen Futtermangel hervorgerufen sein, dann ist eben für reichlicheres Futter und stetig vorhandenes Trinkwasser zu sorgen. Ferner, und das ist in den meisten Fällen der Grund, werden die Hühner von Langerweile geplagt und kommen dann darauf, sich die Federn auszurupfen. Deshalb kommt dies auch bei Hühnern, die frei herumlaufen können und fortwährend mit dem Suchen nach Futter beschäftigt sind, nur selten vor. Um nun Hühner, die in engen Räumen gehalten werden müssen, von dem Rupfen abzuhalten, muß ihnen Beschäftigung verschafft werden. Das kann geschehen, indem man ihnen ihr Körnerfutter nie unvermischt, sondern mit dem zehnfachen und mehr Sand gemengt, giebt. Sie müssen dann das Futter erst heraussuchen. In England hängt man in Hühnerverschlägen auch Salat, Knochen mit anhängenden Fleischresten so auf, daß die Hühner springen müssen, um sie zu erreichen, das gewährt ihnen ebenfalls Beschäftigung und hält sie vom Rupfen ab.

---

### Löschmittel gegen Petroleumbrände.

Als ein schnell wirkendes Mittel, um Petroleumbrand zu löschen, hat sich Milch erwiesen. Durch schnelles Aufgießen von Milch erlöscht die Flamme erfahrungsgemäß sofort.

---

### Konservirung von Pappdächern.

Die Konservirung der Pappdächer wird vielfach durch Anstrich mit Theer und darauffolgendes Besanden vorgenommen. Durch letzteres soll das durch die Einwirkung der Sonne stattfindende Verflüchtigen der leichten Oele des Theeres verhütet werden. Die Vorschrift rührt wahrscheinlich noch aus der Zeit, in der die Pappen mit rohem Theer, d. h. mit solchem, der noch Wasser und leichte Oele enthielt, imprägnirt wurden. Da solche Pappen nicht dicht waren, glaubte man, denselben diese Eigenschaft durch Bestreuen mit Sand oder gar mit hydraulischem Kalkpulver verleihen zu können. Gegenwärtig werden die Pappen mit abdestillirtem Theer getränkt und sind ohne den angegebenen Ueberzug dicht. Spätere periodische Anstriche mit Theer sind jedoch notwendig, um die Pappen dicht zu erhalten. Das Besanden ist aber nicht erforderlich, sondern sogar schädlich, da sich durch die häufige Vornahme dieser Arbeit eine dicke Kruste bildet, welche die Zerstörung der Pappe dadurch begünstigt, daß die Theeranstriche nicht mehr in dieselbe eindringen können und somit die Pappe dem Verderben anheimfällt. Pappdächer sind unter Voraussetzung der guten Herstellung und namentlich der Berücksichtigung des Schwindens der Brettschalung, am dauerhaftesten, wenn sie in jedem Jahr einen Theeranstrich ohne Besandung erhalten. Derselbe macht sie unempfindlich gegen die Witterungseinflüsse und erhält sie elastisch, sodaß durch die Temperaturunterschiede keine Risse entstehen können.

---

### Brotkrume als Desinfektionsmittel.

Gar manche Hausfrau reinigt die Wände ihrer Zimmer mit Brot. Die wenigsten werden dabei daran gedacht haben, daß das Verfahren außer der mechanischen Reinigung auch hygienische Zwecke erfüllen kann. Dr Esmarch, Assistent am Hygienischen Institut in Berlin, hat die Desinfektion der Wände zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht und gefunden, daß von allen Verfahren jenes einfache, wenn auch etwas theuere, die besten Ergebnisse geliefert hat. Nach zweimaligem Abreiben fanden sich nirgends mehr Ansteckungskeime. Das Verfahren hat den Vorzug, daß es auch ungeschulten Personen anvertraut werden kann; zu beachten ist nur, daß die herabfallenden Krumen sorgfältig entfernt und womöglich durch Verbrennung unschädlich gemacht werden. Neuerdings ist das Abreiben der Wände mit Brot bei der Desinfektion von Wohnungen nach ansteckenden Krankheiten polizeilich vorgeschrieben worden. Die Reinigung der Wände eines mittelgroßen Zimmers (5 m lang und 3 m hoch) würde 2 bis 2½ M. kosten.

---

### Die Anlegung der Klebgürtel.

Eine der wichtigsten und unerläßlichsten Arbeiten im Monat Oktober ist die Anlegung von Klebgürteln an die Obstbäume. Diese Gürtel stellt man am bequemsten her, wenn man einen zwei Hände breiten Papier- und Leinwandstreifen in 3 Fuß Höhe vom Erdboden um den Stamm legt und ihn oben und unten mit einem darüber gelegten Bindfaden fest anbindet. Sodann ist der Streifen mit einem recht haltbaren Klebemittel zu bestreichen. Dazu eignet sich am besten Fliegenleim, wie er in den meisten Droguengeschäften käuflich ist, im Nothfalle kann auch Theer zum Bestreichen genommen werden. Die Hauptsache ist aber, daß diese Gürtel auch öfter revidirt werden, um zu sehen, ob die aufgestrichenen Klebmittel auch noch wirksam sind. Nur wenn das geschieht, bieten sie nicht nur ein wirksames Schutz-, sondern auch ein ebenso gutes Vertilgungsmittel gegen die zahlreichen und gefährlichen Insekten, die jetzt die Bäume zu ersteigen suchen, darunter namentlich die Frostspanner. Alle diese Schädlinge werden durch den Leim auf ihrem Wege aufgehalten und gehen zugrunde.

K—t.

---

### Mottentödter.

Ein vorzügliches Mittel, um Motten zu vertilgen, sind die Mottentödter in Räucherkerzenform. Sie werden angezündet unter Polstermöbel, in Kleiderschränke 2c. gestellt. Der widrige Geruch treibt die Motten aus allen Schlupfwinkeln heraus. Betäubt fallen sie zu Boden und können dann zusammengekehrt und vernichtet werden. Bezugsquelle der sog. Mottentödter ist die Firma Weigel & Zech in Dresden, Marienstr. 26.

---

### Metallputzpomade.

□ Eine gute Metallputzpomade erhält man, so wird uns geschrieben, durch Erwärmen von 40 Theilen fettem, russischen oder amerikanischen Mineralöls, 10 Theilen amerikanischen Schweinefettes (sog. Faßfettes) und 50 Theilen Englischroth (Caput mortuum); nachdem diese Stoffe miteinander vermengt sind, wird die Masse noch warm in Schachteln von Blech abgefüllt und ist dann zum Gebrauche fertig. Die Putzpomade kann auch mit einem billigen Parfüm, wie z. B. Nitrobenzol oder Mirbanöl, wohlriechend gemacht werden.

---

### Schildläuse der Zimmerpflanzen.

Die im Zimmer gehaltenen Pflanzen müssen jetzt im Herbst sorgfältig beschtigt werden, ob sich nicht etwa Schildläuse auf ihnen angefunden haben: namentlich haben Myrthen, Orangen 2c. von diesen Schmarotzern zu leiden. Jetzt im Herbst wird die Vernichtung mit dem größten Erfolg vorgenommen, weil zu dieser Zeit keine frei herumlaufenden Individuen unter den Schildläusen vorhanden sind. Hat man die Pflanze jetzt gründlich gereinigt, so kann man sicher sein, sie ganz von dem Schädling befreit zu haben. Freilich ist auch jetzt die Vernichtung nicht ganz leicht, denn man muß die Schildläuse von allen Zweigen und Blättern sorgfältig abbürsten, sammeln und verbrennen. Es giebt kein anderes Mittel als diese mechanische Vernichtung, da Tabaksaft und andere ähnliche Stoffe die Schildläuse nicht tödten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18871030079/fragment/page=0002

und Ausdauer die dicksten und härtesten Urwaldstämme in verhältnißmäßig kurzer Zeit fällen. Ihre Bogen sind aus zähem Holz, die Pfeile aus Rohr mit Knochenspitzen, kurz ihr ganzer Hausrath, Waffen, Werkzeuge, Geräthe sind aus Holz, Rohr, Knochen und Stein gefertigt. Mit zähem Fleiß und großer Ausdauer roden sie mittels ihrer Steinbeile den übermächtigen Urwald, gegen den selbst die Weißen mit ihren Machtmitteln ohnmächtig sind, und pflanzen auf ihren Feldern Bananen und Maniok. Wie schon erwähnt, sind sie außerdem die geschicktesten Jäger und Fischer und könnten es als Pfad- und Spurenfinder mit dem „letzten Mohikaner" aufnehmen. Also auch eine physische Umwandlung hat sich an ihnen vollzogen. Die civilisirten Gebirgsindianer (Ketschuas, Huankas ꝛc.), zu denen die Vorfahren der Lorenzos gehörten, besaßen als Kulturvolk nicht die scharfen Sinne der Wildnißbewohner; das Leben in der Wildniß hat bei den Lorenzos erst diese Sinnenschärfe, zu der allerdings die gesammte indianische Rasse beanlagt ist wie keine andere, auf's höchste ausgebildet. Sie sind körperlich gewandt und stark wie der Jaguar ihrer Wälder, während die Gebirgsindianer (ihre Vorfahren) körperlich schwerfällig waren und sind. Die Lorenzos sind wie alle Indianer der Wildniß äußerst praktisch, dies beweisen ihre Geräthe und Waffen, ihre Arbeiten, ihre ganze Lebensweise. Die geknechteten, in der Eisenzeit befindlichen Hochland-Indianer sind unpraktisch in allem. Die heutigen Hochland-Indianer sind nominell als Bürger dem „Staate" eingeordnet. Die Lorenzos haben nur ihre eigenen Häuptlinge und kümmern sich nicht um diesen jammervollen sogenannten Staat, nachdem sie demselben 1742 voll Verachtung und Abscheu den Rücken gekehrt. Die Lorenzos haben nicht nur scharfe Sinne, sondern sind geistig hochbegabt und entwickelt, kluge und schlau wie fast alle Indianer der Wildniß; die heutigen „civilisirten" Inka-Indianer sind geistig schwerfällig, verdummt und stumpfsinnig. Die Lorenzos besitzen alle die guten physischen und geistigen Eigenschaften ihrer Nachbarn, der wilden Kampas, Piros und Kaschibos, haben sich aber infolge ihrer Isolirtheit fern gehalten von deren Kannibalismus und Rohheit. So sind die Lorenzos in mehr als einer Beziehung interessant. Von der Broncezeit des Inkareiches gingen sie zur Eisenzeit der spanischen Herrschaft, dann mit schroffem Wechsel zur gegenwärtigen Steinzeit über. Ihre politische, materielle und geistige Kultur stand hoch zur Inkazeit (Broncezeit). Die Kultur sank völlig unter zur Eisenzeit ihrer Geschichte, denn ihre Vorfahren hörten da auf, ein Volk zu sein, sanken geistig moralisch und physisch zum Thier herab trotz der Eisenzeit und die Mehrzahl der Ketschua-Huankarasse, die im Gebirge in der Knechtschaft verblieb, ist heute physisch, moralisch und geistig ganz verkommen, lebt aber in der Eisenperiode. Gerade der bessere Theil des Volkes (denn die Lorenzos), die Elite des Hochlandes von Huanuco ist zur Steinzeit zurückgekehrt, in materieller Kultur also ganz zurückgekommen, dabei aber haben sich die Lorenzos in ihrer jetzigen Steinzeit physisch aufs Höchste entwickelt zu einem schönen Menschenschlag, die Sinnenschärfe ist ausgebildet, und geistig, moralisch und seelisch stehen sie in ihrer Steinzeit höher als in den vorangegangenen Perioden höherer materieller Kultur, weit höher als die verkommenen heutigen Ketschua-Huankas, denen sie entstammen, und die sich jetzt in der höchsten materiellen Kultur, aber in der tiefsten physischen, moralischen und geistigen Verkommenheit befinden. Die völlige Abgeschlossenheit der Lorenzos von jedem Verkehr mit den Weißen hat sie vor einem bewahrt: vor dem Branntwein, und das allein schon ist es werth, daß sie infolge ihres Abscheues vor den Weißen auch das Eisen entbehren müssen. Ihre Energie und innere Kraft haben die Lorenzos damit bewiesen, daß sie in der Wildniß bei ihrem materiellen Niedergang doch einen festen Halt fanden und nicht in die Barbarei ihrer Nachbarstämme, nicht zur Anthropophagie zurücksanken, sondern nur in der Lebensweise und den guten physischen und geistigen Eigenschaften des Kampas ꝛc. sich assimilirten, sich aber ihre Menschlichkeit bewahrten. Was ihre Religion betrifft, so glauben die Lorenzos gleich den Kampas und Piros, an den großen Geist, den einen Urwaldgott, dessen Stimme sie im Rauschen des Waldes, im Murmeln der Quellen und Flüsse und allen Lauten der erhabenen Wildniß verehren.

Wir sehen an den Lorenzos, daß die materiellen Kulturperioden keineswegs bei allen Völkern nothwendig in gleicher Weise einander folgen müssen, und daß ferner namentlich physische und geistige Entwickelung, seelische und moralische Höhe und Größe vollständig unabhängig sind von dem Entwickelungsgang der materiellen Kultur, denn hier in Peru z. B. finden wir einerseits Steigen der materiellen Kultur, vereint mit moralischem, geistigem, seelischem und physischem Niedergang, andererseits Rückgang der materiellen Kultur vereint mit höherer, geistiger, seelischer und physischer Entwickelung und nationaler Selbständigkeit.

## Land- und Hauswirthschaft.

### Einiges über Düngung der Weinberge.

Eine gute Weinbergsdüngung wird erzielt durch eine Abwechslung von Stall- und künstlichem Dünger. Letzterer bietet ersterem gegenüber mancherlei dar; es sind dieses die größere Billigkeit im Ankauf und die geringeren Transport- und Unterbringungskosten; alle Nährstoffe sind leicht löslich in ihm enthalten; man kann zu jeder Zeit jedes beliebige Quantum kaufen; man kann jeden beliebigen Nährstoff besonders haben (also je nach Belieben bald Phosphorsäure, bald Kali, bald Stickstoff ꝛc.); die Nährstoffe sind in konzentrirterer Form als im Stalldünger enthalten, daher weniger Transport- und sonstige Unkosten. Trotz dieser in die Augen springenden Vortheile ist es, wie Versuche dargethan haben, nicht gerathen, den Weinberg ausschließlich mit künstlichem Dünger zu versehen: der Weinstock geht dabei mit der Zeit vollständig zugrunde. Dagegen hat sich eine abwechselnde Düngung von Stall- und künstlichem Dünger als sehr vortheilhaft erwiesen. Herr Professor Dr P. Wagner in Darmstadt hat in dieser Hinsicht eine „Normaldüngung" nach folgendem Turnus festgestellt:

1. Jahr: 60,000 kg Stallmist und 40 kg lösliche Phosphorsäure.
2. Jahr: 60 kg lösliche Phosphorsäure und 40 kg Kali.
3. Jahr: 60 kg lösliche Phosphorsäure, 80 kg Kali und 15 kg Stickstoff.
4. Jahr: 80 kg lösliche Phosphorsäure, 100 kg Kali und 25 kg Stickstoff.
5. Jahr wie das erste, 6. wie das 2. ꝛc.

Die angeführten Mengen gelten pro ha Weinberg. Abweichungen von dieser Normaldüngung sind: Bei Weinbergen in tiefen und feuchten Lagen ist die Stickstoffdüngung zu beschränken, bei hohen und trockenen Lagen aber kann man der Phosphorsäure und dem Kali noch Chilisalpeter zugeben. Haben Weinberge einen kräftigen Holztrieb, so ist die Stallmistung und die Zugabe von Chilisalpeter zu mäßigen, wohingegen bei schwachem Holztrieb diese beiden Dungmittel in reichlichem Maße anzuwenden sind. Nasse Stellen eines Weinberges erfordern nach nassen Jahren eine reiche Kalidüngung, wozu sich Holzasche, wenn sie zu haben ist, sehr gut eignet. Junge Rebanlagen, bei denen es auf eine kräftige Holzentwickelung ankommt, erhalten am besten eine reiche Düngung von Chilisalpeter und Phosphorsäure; Wollstaub ist hier nicht zu empfehlen.

Der Torfdünger ist ebenfalls ein sehr guter Weinbergsdünger. Der Torf selbst entsteht in wasserreichen Niederungen durch Verwesung von Pflanzen und bildet, gestochen und getrocknet, in manchen Gegenden ein unentbehrliches Feuerungsmaterial. In neuerer Zeit aber wird aus demselben ein Streumittel bereitet, das sich rasch Eingang verschafft hat. Auch der Torfdünger hat sich rasch Eingang verschafft und wird schon vielfach angewandt. Soll Torf zum Einstreuen benutzt werden, so gebrauche man pro Pferd 6 bis 7 und pro Stück Rindvieh täglich 10 Pfund. Er ist als Einstreumittel besser als Stroh, weil er dreimal so viel flüchtige Dungstoffe als dieses zu binden vermag. Auch neben der Strohstreu läßt er sich recht gut verwenden. Die Torfstreu wird in Torffabriken bereitet, ebenso ist Torfdünger käuflich zu haben. Angestellte Analysen haben folgenden Gehalt des Torfdüngers ergeben: Trockensubstanz fast 14 Proz., nämlich ca. 8 Proz. Stickstoff, 2,40 Proz. Kali und 0,22 Proz. Phosphorsäure.



der sorgsame Vormund und brachte das rathlose, unerfahrene Kind von fünfzehn Jahren in die große Stadt Wien. Hier sollte Gunde „standesmäßig" in einem vornehmen Hause wohnen und in einem geruhmten Mädchen-Institute sich die Kenntnisse und feinen Sitten der großen Welt aneignen. Das Weitere würde sich für ein Fräulein von Sommershof wohl finden.

Fünf Tage war Gunde in solcher Umgebung, aber aus dieser Zeit ist nicht viel Gutes von ihr zu melden. Sie hielt sich ungereimt, trotzig und einfältig. Die zierlichen Genossinnen, die so glatt und fintig waren wie Schlänglein, hießen sie tückernd die viereckige Landmaid. In der Wohnung weinte sie unablässig, so daß die erwachsenen Söhne des Hauses ihre Aeuglein bedauerten.

Am sechsten Tage in der Morgenfrühe ging sie mit der Kochfrau auf den Markt, miethete dort einen Wagen, ließ sich auf den Bahnhof bringen und floh der lieben stillen Heimath zu.

### Unter wüsten Zechern.

Als Gunde zur Bahnstation kam, wo sie auszusteigen hatte, um den noch drei Stunden langen Weg bis Sommershof über die Bergstraße zurückzulegen, standen Wetterwolken am Himmel. Fahrgelegenheit war keine da, und das Mädchen sehnte sich so sehr nach der Heimath, daß es, ungeachtet allem, sich lustig auf die Füße machte und längs des einsamen Weges über Heiden und durch Waldschluchten ging. Ihr war ganz so zu Muthe, als könne ihr nun, aus dem Ring der großen Stadt getreten, nichts mehr geschehen. Sie sah in der Schlucht ja schon den Bach, der weiter oben durch das Wäldchen von Sommershof rann, und an dem sie so oft gesessen war und den wiegenden Wasserlilien und den schwirrenden Libellen zugesehen hatte. Auch Abdon war gern am Bach gesessen und hatte unter dem Rasen mit freier Hand Forellen hervorgefangen. Kann schon öfters so sein, die Forellen sterben nicht aus . . . Und sie sah nun unterwegs auch schon den blauenden Schober des Adamberges, der hinter Sommershof aufstrebte und an dessen Fuß das große Dorf Edelsee lag.

Freilich schoben sich über dem Adamberge immer höher die schweren, höckerigen Wolkenbänke herab; die Sonne hatte sich dahinter schon versteckt, als wollte sie sich aus aller Verantwortlichkeit ziehen für das, was heute noch geschehen könne. Das Brummen des Donners war zu vernehmen, im Gewölk flackerte zuweilen ein ganz matter Blitzschein, und gleichwohl noch scheinbar Windstille war, drehten sich auf der Straße die Rädchen des Staubes und in den Blättern der Erlbüsche war hie und da das Klatschen eines fallenden Tropfens hörbar.

Gunde hatte aber Glück und gute Füße; als der Sturm losbrach, hatte sie das Wirthshaus „zum rothen Kreuz" erreicht. Dieses Wirthshaus, etwa eine Stunde von Sommershof entfernt, stand ganz einsam an einem Waldrande. Weiße Schußscheiben prangten an den braunen Holzwänden, denn mancher der alten Kreuzwirthe hatte bei den in der Gegend üblichen Scheibenschießen das Centrum getroffen und sich so die Scheibe zu eigen geschossen. Der Weinzeiger über der Thür, ein verdorrter Zirm, gefiel den Leuten aber noch besser als die Schußscheiben. Indeß war in der Gegend manch' böse Sage erzählt, die den Reisenden entschieden abrieth, das Kreuzwirthshaus zur Nachtherberge zu wählen.

Heute aber herrschte viel Leben und Lust in diesem Hause; gar übermüthig ging's her. Es war ein Samstagabend, da hatte sich mancher aus der Umgegend zu einem langen Trunke hier festgesetzt. Hauptsache jedoch waren die Rekruten.

Die Rekruten! Die Teufelskerle, die, sie mögen sonst noch so fügsam im Zaume gehen, schlimme Gesellen sind, wenn sie zur Assentirung oder ins Regiment rücken. Häuser abdecken, Fuhrwerke auf offener Straße anfallen, hilflose Weibsleute einfangen — das sind noch die schlichtesten Stücklein. Es ist kaum ein Feind im Lande gewesen; der so arg hätte gewirthschaftet, als die „braven Söhne der Heimath", die „wackeren Vertheidiger des Vaterlandes". Und die Leute lassen sich's gefallen, denn das Unwesen ist ein altes Herkommen; die Väter haben es auch so gemacht. Und die armen Burschen, die fort müssen von allem, was ihnen lieb ist und traut, fort ins fremde Land, vielleicht gar gegen den Feind, sie müssen toben in erzwungenem Uebermuth, in wilder Lust, daß ihr Herzweh nicht zu laut wird. Etwelche sind dann freilich jedesmal dabei, die kein Herzweh zu dämpfen haben, weil ihnen nichts im Herzen lieb ist, was sie verlassen, und weil niemand um sie trauert. Das sind die besten nicht; und gerade solche benützen die derbe Sitte, um sich an einem Feind zu rächen, um einem längst gehegten Gelüste zu fröhnen, um schrankenlosen Muthwillen zu üben, kurz, um die zurückgedämmte Begier eines bösen Charakters einmal schießen zu lassen.

Man verschließt die Hausthüren, wenn man die Wildlinge heranjohlen hört; nützt aber gewöhnlich nicht viel. Ein Rudel solch' einrückender Rekruten war denn heute auch ins Kreuzwirthshaus gebrochen.

Die Burschen hatten hochgefederte und buntbebänderte Hüte, hatten ihre Cigarrenstummel im Mund und waren laut und keck mit Wort und Armen. Die wildesten Kerle der Gegend waren beisammen. Ein paar Leute aus Edelsee (wo sich die Bauern gern Bürger nannten) saßen am hinteren Tische; sie mußten heute fein den Mund halten; für so „Herrenleut", die stets gegen den Bauernstand sind, ist es heute besonders gefährlich. Indeß war es bislang noch ziemlich harmlos; die Rekruten kegelten, spielten Karten, wirtheten in der Küche bei den Weibsleuten und tanzten auf den leeren Scheunen, daß der Boden dröhnte und das ganze Gebäude zitterte.

Als Gunde ihren Oberrock über das Haupt geschlagen, unter den ersten schweren Tropfen des Regens heran in das Haus eilte, kam ihr das junge Mannsvolk sofort mit heiterer Artigkeit entgegen:

„Die schöne Jungfer von Sommershof!" riefen einige anbindend.

„Und wie ein Täuberl macht's Aeugerl,
Und wie ein Engel schaut's aus!"

## Literatur und Kunst.

* In der von Julius Lohmeyer herausgegebenen „Deutschen Jugend" (Verlag von Leonhardt Simion in Berlin) ist soeben ein neuer Band (der vierte der neuen Folge) erschienen. Es ist dies zugleich der erste Band, der in handlichem Oktavformate zu weiteinlich ermäßigtem Preise (reich gebunden jetzt 4 M., früher 7 M.) zur Ausgabe gelangte. Auf 320 Seiten wird eine wahrhaft verschwenderische Fülle gehaltvoller schöner Erzählungen, sinniger Märchen, lebensvoller Reiseschilderungen und Abenteuer, Lebens- und Naturbilder, den Geist anregender Spiele und Räthsel geboten, welche Beiträge sämmtlich von dem bewährten Geschmack und pädagogischen Takt dieses Werkes zeugen. Ungefähr 100 Illustrationen, meist ersten Ranges, darunter sechs in vollem Farbendruck lithographisch ausgeführt, sind dazu angethan, das Schönheitsgefühl unserer heranwachsenden Jugend zu wecken und zu läutern. Knaben sowohl wie Mädchen, im Alter von 9 bis 15 Jahren dürfte im Hinblick auf den billigen Preis, kaum ein gediegeneres und schöneres Geschenk wie ein solcher Band der „Deutschen Jugend" dargebracht werden können.

* „Um die Erde auf dem Zweirad." Bearbeitet nach dem Englischen des Thomas Stevens durch Dr J. M. Schröter. Mit dem Porträt des Verfassers und 105 Abbildungen im Text. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn, 1887. Weitere Reisen auf dem Zwei- oder Dreirade sind eben längst an der Tagesordnung und der Wunsch, auf diesem allerneuesten Beförderungsmittel um die Erde zu reiten, dürfte schon manchem Radfahrer schlaflose Nächte bereitet haben. Vollbracht aber hat den „Ritt um die Erde" bis jetzt nur ein Muthiger — der Amerikaner Thomas Stevens. Daß es sich bei dieser Reise nicht um wissenschaftliche Zwecke handeln konnte, braucht kaum betont zu werden, nur der Wunsch, etwas ganz Außerordentliches zu vollbringen, hat den jungen Amerikaner in die Ferne getrieben. Dieser Wunsch ist in reichem Maße erfüllt worden, und Stevens verdient wegen seiner Unerschrockenheit in den heikelsten, oft lebensgefährlichen Lagen, wegen seiner Beharrlichkeit und Thatkraft hohe Bewunderung — umsomehr, als er ohne Sprachkenntnisse, ohne Dolmetscher und andere Begleiter, als gelegentliche, sein Vorhaben ausgeführt hat. Es ist leicht begreiflich, daß das Zweirad die nur halb oder noch weniger civilisirten Bewohner des Ostens immer mit maßlosem Staunen, ja nicht selten mit Ehrfurcht erfüllte — ein Umstand, der für das Gelingen des Planes von hoher Wichtigkeit war, der aber auch wieder einen Sieg westlicher Kultur bezeichnet. Und in dieser Hinsicht ist der Fahrt „um die Erde auf dem Zweirad" mit Recht ein weit höherer Werth beizumessen als der eines bloßen Abenteuers; sie hat eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung. Stevens ist ein scharfer Beobachter, hat warme Empfindung für Naturschönheiten und versteht es, seinen Schilderungen von Land und Leuten reizvolle Anschaulichkeit zu geben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18871030079/fragment/page=0003

Sogleich setzte ein anderer bei:

„Und der Schatz, der mir b'schaffen,
Kommt mir selber ins Haus!"

Das war gar ausnehmend höflich von so Leuten. Nu, mit einer Sommershoferin springt man eben anders um, als mit des Wirths Mägden draußen in der Küche. Zum vornehmsten Tisch mußte sie sich setzen; von allen Seiten wurde ihr zugegrüßt, zugetrunken, die Musikanten kamen herbei und spielten ihr einen übermüthigen Ländler vor. Und Lieder dazwischen:

Auf der Alm wachst a Gras,
A röserlads Kraut;
Han ihr wölln a Busserl gebn,
Han mih nit traut!

D'rauf ein anderes:

Oft ist mir so hart,
Möcht' woan (weinen) wie a Kind
Zwegn dem sickra sackra
Weiberleut-G'sind!

So hub's an, so ging's fort und die Lieder wurden kerniger. In allen Ecken scholl's. Gunde, das naturheitere, harmlose Wesen, war wohlgemuth; jetzt war sie ja wieder unter ihren frischen, sangeslustigen Landsleuten.

Draußen rauschten die Ströme des Regens; in der qualmenden Stube war es so dunkel geworden, daß ein alter Bauerngesell sein langes, breites Messer aus der Ledertasche zog, damit im Rauch herumfuchtelte und rief:

„Kreuzmillion! Ein Loch will ich ausschneiden da in der Finsternuß, daß einer hindurch unsere mudelsaubere Kellnerin sieht!"

Sogleich stellte die Kellnerin ein Talglicht auf den Tisch.

An einem der allerhintersten Tische saß einer, der blies besonders viel Rauch aus seinem Rohr und starrte geradewegs in's Weinglas. Was saß er denn da, wenn's ihn nicht freute. War so jung und keck gebaut, daß ihm seine finstere Ernsthaftigkeit übel stand. Er gehörte zu den „Besseren", das sah man wohl an seiner Kleidung und an seinen silbernen Uhrgehängen. Aber die schwarzen Haarlocken ließ er gerade so wirr und zerrissen über die Stirne hängen, wie der zerfahrenste Waldmensch. Und sein jung sprossender Bart war durch kein Scheermesser in Zucht; und wenn er so das Rohr zuweilen aus der weißen Reihe seiner Zähne zog und mit steifem Nacken und finsterzuckenden Augen vor sich auf die Tischplatte starrte, so war es nicht anders, als ob er sagen wollte: Blitzdumm, daß ich ein Mensch bin; wär' ein so prächtiger Waldbär aus mir geworden!

Die Leute kehrten sich nicht daran. Der Sennon hatte keinen Feind und keinen Freund. Achtung zollte man ihm, denn er war der junge Schlossermeister von Edelsee, der kernfeste Mensch bei der Arbeit, der Gefürchtetste bei den Raufhändeln, der Verwegenste bei der Feuerwehr. Sein Mundwerk war stets wie eingerostet; wo er nicht mit seinem eisenfesten Arm sprechen konnte, da schwieg er. Im Wirthshaus saß er zuweilen nicht ungern, aber er trank nicht, wie andere Leute trinken: ein Seidel in fünf oder sechs Zügen; er trank wie ein Schlosser, leerte das Glas auf einen einzigen Ansatz. Der Humpen, der vor ihm stand, war entweder voll oder leer. (Forts. folgt.)

## Aus der Broncezeit — durch die Eisenzeit — zur Steinzeit zurück.

Man pflegt bekanntlich die Entwickelung der Völker nach dem Material, aus dem sie ihre Werkzeuge, Waffen 2c. herstellen, in gewisse Perioden einzutheilen und spricht von einer Steinzeit, einer Broncezeit und einer Eisenzeit. Wenn nun auch für die Bevölkerung Europas und einen großen Theil der bekannten Völker die Annahme dieser drei Perioden und zwar in der genannten Reihenfolge richtig ist, so ist keineswegs gesagt, daß ein jedes Volk naturgemäß diese Stufenfolge durchmachen müsse. Es hängt dies von den natürlichen Hilfsquellen ab, die je, nach der Beschaffenheit des Landes, einem Volke geboten sind. So wird z. B. ein Inselvolk, dessen Eiland keinerlei Metalle bietet, nie aus der Steinzeit sich loswinden, nie anderes Material als Stein, Knochen, Holz zur Anfertigung von Waffen, Werkzeugen 2c. verwenden können, wenn nicht von außen her andere Nationen Metallwerkzeuge zuführen. Geschieht letzteres, dann würde das gedachte Inselvolk aus der Steinzeit direkt zur Eisenzeit springen, und die Broncezeit fiele ganz aus. Dieser letztere Fall trifft fast bei allen Völkern zu, welche seit Columbus' Zeit bis auf unsere Tage als rohe, in der Steinzeit lebende Naturvölker mit den Nationen Europas in Berührung gekommen sind.

Wie gesagt, die Broncezeit wird in der Entwickelung vieler Völker gänzlich fehlen. Aber auch die Reihenfolge: Stein, Bronce, Eisen stimmt keineswegs im Leben der Völker immer mit der Theorie überein. Ganz abgesehen von Uebergangsperioden mit ihrem naturgemäßen Auf- und Niederschwanken, welches letztere die theoretische Reihenfolge unterbricht, kann wohl das äußere Schicksal der Völker den ganzen Entwickelungsgang auf den Kopf stellen, d. h. zu sogenannten älteren Perioden zurückführen, ohne daß bei solchem Vorgange etwa die theoretische Reihenfolge in rückgängiger Bewegung beobachtet würde; im Gegentheil, hierbei werden noch viel mehr schroffe Gegensätze, weite Sprünge stattfinden, weil nur mächtige Schicksalsschläge ein Volk aus seiner Bahn werfen, und solche auch dementsprechende gewaltige rückgängige Bewegungen zur Folge haben müssen. Keineswegs ist aber ein derartiger Rücksprung der materiellen Kultur nothwendig verbunden mit geistigem oder moralischem Niedergang oder Rückschritt. Eher wird in den meisten derartigen Fällen das Gegentheil zutreffen.

Ein interessantes Beispiel für die obigen Behauptungen sind die Lorenzo-Indianer am Rio Mairo in Peru.



Zu den schönsten Gegenden in Peru gehören die weiten, unberührten jungfräulichen Urwälder des Ukajali, eines Nebenflusses des Amazonas. Diese Wildniß ist — im Hinblick auf die peruanischen Verhältnisse und leitenden Staatsprinzipien muß man sagen: zum Glück — für die Weißen unbewohnbar, unnahbar, und zwar aus klimatischen Gründen, infolge der Undurchdringlichkeit und Unüberwindlichkeit der Urwaldvegetation und der daraus resultirenden Unmöglichkeit, Verkehrswege zu schaffen; denn es giebt Grenzen für die Macht und Willkür des Menschen: wo die Natur in ganzer Macht sich entfaltet, da ist der Mensch machtlos.

In diesen unüberwindlichen, unnahbaren Urwäldern des Ukajali und seiner Nebenflüsse leben außer den schon genannten Lorenzo-Indianern viele große und mächtige, an Zahl zunehmende, freie Indianervölker, unter denen die Kampas, die Piros, Kaschibos, Yaguas und Majorunas die mächtigsten und bekanntesten, die aber allesammt ebenso unnahbar und unüberwindlich wie ihre Wildniß sind und daher auch noch heute dasselbe glückliche freie Waldleben in ungestörter Freiheit genießen wie vor Jahrhunderten. Die Kreolen und Mestizen, die Staatsbeamten und Soldaten, alle hegen gleiche Furcht vor diesen Völkern, die in jeder Beziehung, als Krieger und Waldläufer den Irokesen und Huronen an die Seite gestellt werden können.

Zwischen dem 8. und 9. Grad südl. Breite nimmt der Ukajali den Rio Pachitea auf, und ein Nebenfluß des letzteren ist der Rio Mairo. In den undurchdringlichen Urwäldern an dem Rio Mairo leben die Lorenzos, ein kleiner, aber gleich allen peruanischen Indianern an Zahl in steter Zunahme begriffener freier Indianerstamm, echte Waldläufer, Jäger und Fischer, die aber auch außerdem Ackerbau treiben. Diese Lorenzos stammen aus dem Hochlande bei Huanuco. Die Indianer des Hochlandes und der Gebirgsthäler von Huanuco gehörten zum Volke der Huankas, einem Stamme der Inka-Peruaner-Rasse, der ehedem seine eigene Kultur und staatliche Entwickelung besaß, aber von den an der Spitze der ihnen verwandten Ketschuas stehenden Inkas besiegt, dem Inkareiche einverleibt wurde und sprachlich und kulturell in den Ketschuas aufging. In Huanuco besonders wurden die Indianer seit Pizarros Einfall am empörendsten von den erobernden Spaniern mißhandelt, in den Staub getreten und härter als Thiere behandelt. Wie das Vieh wurden sie zur Frohnarbeit auf den Hazienden und in den Bergwerken gezwungen. Da kam das Jahr 1742. Die 5 obengenannten Stämme griffen unter Führung eines zu ihnen geflüchteten Abkömmlings der Inkas, der sich Juan Santos Atahualpa nannte, zu den Waffen und warfen die Spanier, die auch in jene östlichen Wildnisse eindringen und die Indianer knechten wollten, mit großem Erfolg zurück; alle Forts und Pflanzungen im östlichen Waldgebiet wurden zerstört und nie wieder erbaut. Während dieses für die Indianer so glücklichen Krieges im Osten, rotteten sich die thatkräftigsten, besten, vom Freiheitsdrang am mächtigsten durchglühten Hochlands-Indianer von Huanuco, die wie Sklaven auf den Pflanzungen arbeiten mußten, zusammen, schüttelten das Joch ab und zogen sich in die unnahbaren Wildnisse des Rio Mairo zurück, wo sie ein Asyl ihrer Freiheit fanden in den für Weiße unpassirbaren Urwäldern: dies waren die heutigen Lorenzos. Sie waren ein Bergvolk und wurden ein Waldstamm des Tieflandes (denn die Gegend des Rio Mairo, wenn auch noch bedeutend höher als die brasilianischen Tiefländer, muß als Tiefland betrachtet werden gegen das Bergland von Huanuco). Sie trieben ehedem nur Ackerbau und Viehzucht und wußten nichts von Kanoes, nichts von Jagd und Fischfang, und heute sind sie die spurenkundigsten und geschicktesten Waldläufer, ein Volk von Jägern, Fischern, Schiffern, die in ihren Kanoes die Stromschnellen spielend überwinden, die mit Bogen und Pfeil den Vogel erlegen und dem Jaguar erfolgreich begegnen. Sie sind vertraut mit den Gefahren der Wildniß, kennen genau ihre Geheimnisse und Stimmen, die Fährte des Wildes und besitzen alle jene wunderbaren, dem Europäer unerreichbaren waidmännischen Gaben und Waldläuferkünste, wie sie Cooper an seinem letzten Mohikaner schildert, das Falkenauge, die sämmtlichen übrigen scharfen Sinne, die Schnelligkeit, Ausdauer, Kombinations- und Orientirungsgabe. Sie verstehen die Stimmen der Wildniß, als lasen sie in einem offenen Buche. Sie sind ein echtes Naturvolk wieder geworden, haben sich aber eins bewahrt: ihre Friedfertigkeit und Harmlosigkeit. Diese Lorenzos, wie diese seit 1742 zu einer für sich abgeschlossenen kleinen Nation gewordenen Flüchtlinge aus Huanuco seitdem heißen, sind seit dem Jahre 1742, wo sie in die Wildniß sich zurückzogen, völlig isolirt geblieben. Sie haben keinen Verkehr mit den andern Indianerstämmen der östlichen Wälder, denn diese sind ihnen ein Gegenstand des Schreckens oder Abscheues wegen des Kanibalismus, dem dieselben ergeben sind. Auch mit den nominell christlichen Indianern des Hochlandes, ihren ehemaligen jetzt aber durch langjährige Knechtschaft verkommenen Stammesbrüdern verkehren sie nicht. Am wenigsten aber lassen sie sich herbei, mit Weißen in irgend welchen Verkehr zu treten. Sie weichen den Weißen, welcher Nation diese auch angehören mögen, jederzeit aus und verschwinden spurlos, ohne nur eine Anrede, und sei es der friedlichste Gruß, anzuhören, im Dickicht des Urwaldes, sobald ihnen Weiße begegnen, als hätten sie ein Gespenst gesehen, und kein Weißer vermag ihnen oder ihrer Spur zu folgen. Sie betrachten, wie es scheint, schon die Stimme, das Wort eines Weißen wie einen Giftpfeil, den Athem der Weißen als Gifthauch. Und doch irrt man gewaltig wollte man diese Scheu der Lorenzos vor den Weißen, für Feigheit erklären.

Ein Volk, welches ein entehrendes Sklavenjoch abschüttelt, freiwillig dem gewohnten Klima, der gewohnten Lebensweise entsagt und unter tausend Gefahren (denn im Augenblick ihrer Flucht waren sie natürlich vogelfrei!) nach den unwirthlichen Urwäldern sich durchschlägt, und hier, in dieser Wildniß das gefahrvolle, an Beschwerden ebenso wie an Freuden reiche Waldläufer- und Jägerleben beginnt, den tausendfachen Gefahren der Wildniß Tag und Nacht Trotz bietet, täglich den schwersten aller Kämpfe, den gegen die Elemente wie gegen die Bestien der Wildniß aufnimmt, und bei solchem gefahrvollen Leben über ein Jahrhundert isolirt, ohne schützende Bundesgenossen, ja sogar von den andern Indianern der Wälder als Feind behandelt, muthig ausharrt und jede Annäherung an irgend ein Volk meidet: ein solches Volk ist wahrlich weder feige, noch energielos, sondern im Gegentheil muthig und energisch von Charakter! — Diese eigenartige Scheu der Lorenzos wie auch der Hochland-Indianer vor den Weißen, hat eine ganz andere, tiefer liegende Ursache. Die alten Peruaner hielten aufgrund uralter Traditionen die Spanier (also überhaupt die Weißen) für Kinder der Sonne, also für Verwandte der Inka-Dynastie. Bestärkt wurden sie in diesem Glauben dadurch, daß die Weißen „Donner und Blitz in der Hand hatten", als Wahrzeichen ihrer göttlichen Herkunft. Die anfängliche Verehrung verwandelte sich infolge der blutigen Schandthaten der Spanier später in den tiefsten Haß und Abscheu. Eins aber blieb von jenem Glauben zurück: der Glaube an die überirdische Allmacht der Weißen; dieselben erschienen ihnen von da an als feindliche, verderbenbringende, aber übermenschliche finstere Schicksalsmächte und dämonische Gewalten, als höllische Geister in Menschengestalt.

Die Schicksale, welche die Lorenzo-Indianer und ihre Vorfahren betroffen, ihre Auswanderung aus dem Hochlande nach den Urwäldern, ihr Uebergang zum Waldläufer und Jägerleben, ihre völlige, fast einzig dastehende Isolirtheit von jedem Verkehr, sowohl mit den anderen Waldstämmen als mit den Weißen: alles dies zusammen hat einen mehrmaligen Wechsel in ihrer materiellen Kultur zur Folge gehabt. Die Indianer des Inkareiches, die Ketschuas und die dem Inkareiche einverleibten, in den Ketschuas aufgegangenen Huankas (die Hochlands-Indianer von Huanuco, von denen die Lorenzos abstammen) befanden sich zur Zeit der Konquista in der Bronce-Zeit, wenn auch die Steinwaffe noch nicht ganz verschwunden war. Die Spanier brachten das Eisen, aber gleichzeitig mit diesem Aufschwung der materiellen Kultur ging die geistige und seelische Kultur der Inka-Indianer unter, und sie wurden in fast thierischen Zustand herabgedrückt, in dem noch heute die meisten der unglücklichen Hochland-Indianer fortvegetiren: moralisches und geistiges Sinken, Verkommen neben Fortschritt der materiellen Kultur! Da rotteten sich die besten, thatkräftigsten und intelligentesten Indianer im Hochland von Huanuco zusammen und zogen als freie Indianer in die freie Wildniß. Isolirt von allem Verkehr begannen sie ihre Waffen und Geräthe wieder aus Stein, Holz und Knochen zu verfertigen, und die Lorenzos leben nunmehr wieder völlig in der Stein-Zeit! Sie haben Steinmesser, ihre Hauptwaffe und Geräth ist das Steinbeil, mit dem sie übrigens mit großem Geschick, Kraft

---

* Aus dem rührigen Verlage von Martin Hampel in Berlin, W., Linkstraße 22, liegen uns wiederum drei neu erschienene Bücher vor: 1. Wie sollen wir rauchen? Aerztliche Anleitung zur Vermeidung der Schädlichkeiten des Tabakgenusses von Dr med. Erich Keibel, praktischer Arzt. Preis 1 M. Daß der Tabakgenuß schädlich auf den menschlichen Organismus wirkt, ist fast so allgemein bekannt, wie die Sitte des Rauchens verbreitet ist, anders steht es mit der Kenntniß des „Warum" und „Wie". Mit Freuden begrüßen wir daher ein Buch, das uns wie das vorliegende nicht nur über den Einfluß des Tabakgenusses, sondern auch über die Mittel und Wege zur Vermeidung der Schädlichkeiten desselben, aufgrund wissenschaftlicher Erfahrungen eingehendst belehrt. — 2. Die Krankheiten der Nieren und der Harnblase, ihre Erscheinungen, Verhütung und Behandlung. Von Dr med. J. Herm. Baas, praktischer Arzt. Mit 12 Abbildungen. Preis 1,50 M. (Band 30 der Medizinischen Hausbücher.) Der Aufgabe dieser Sammlung, den Leser über den Leib und dessen Krankheiten, über die Bedingungen seiner Gesunderhaltung und Gesundmachung zu belehren, entspricht das vorliegende Buch in Bezug auf die im Titel genannten Organe in ausgiebigster Weise. — 3. Die Magen-, Leber- und Darm-Krankheiten, ihre Ursachen, Verhütung und diätetische Behandlung. Von Dr med. J. Goliner, prakt. Arzt. Mit Abbildung. Preis 2 M. Der Verfasser hat sich im vorliegenden Buche in dankenswerther Weise bemüht, den Leser über den Bau, die Zusammensetzung und die Thätigkeit dieser drei lebenswichtigen Organe, über die Störungen dieser Thätigkeit, deren Ursachen, Erscheinungen, Folgen und die Mittel und Wege zur Abhilfe, aufzuklären. In verschiedenen Kapiteln folgen sich Besprechungen von leichteren Verdauungsstörungen bis zu schweren Krankheitsfällen.

* Heymann's Terminkalender für die deutschen Rechtsanwälte und Notare auf das Jahr 1888 ist soeben erschienen. Derselbe enthält außer einem praktisch angelegten Kalendarium für tägliche Eintragungen das Verzeichniß sämmtlicher deutschen Rechtsanwälte und Notare, den gesammten Status aller deutschen Gerichtsbehörden und zahlreiche speziell für den Gebrauch der Rechtsanwälte und Notare bestimmte Beilagen. Der Kalender, welcher nunmehr in sein neunundzwanzigstes Lebensjahr tritt, genießt durch den Umstand, daß er von dem Schriftführeramt des Vereins Deutscher Anwälte herausgegeben wird, ein besonderes Ansehen und hat sich so eingebürgert, daß er für den Gebrauch der Rechtsanwälte und Notare geradezu unentbehrlich geworden ist.

* Vereinsnotes Volapük, praktischer Leitfaden für den Selbstunterricht. Von Aug. Schneid. Verlag von C. Winkler's Buchhandlung in Brünn. 1887.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18871030079/fragment/page=0004